

DIE FACKEL

Nr. 269

31. DEZEMBER 1908

X. JAHR

Mehr Läuse!

In einen hohlen Kopf geht' viel Wissen. Der Wert der Bildung offenbart sich am deutlichsten, wenn die Gebildeten zu einem Problem, das außerhalb ihrer Bildungsdomäne liegt, das Wort ergreifen. Sie haben es nicht, also müssen sie es ergreifen. Herr Professor Franz v. Liszt ist wahrscheinlich ein tüchtiger Kriminalist, er dürfte auch ein tüchtiger Politiker sein. Aber es ist von Übel, daß er neuestens den Ehrgeiz hat, anderen Leuten zuzureden, daß sie auch Politiker werden sollen. Zu einer theoretischen Auseinandersetzung darüber langt's nicht. Herr v. Liszt erläßt in der 'Neuen Freien Presse' eine Art Aufruf zur »Politisierung der Gebildeten«. Die Jugend vor allem, die sich offenbar noch nicht genug im Straßengraben gewälzt hat, soll »politisiert« werden. Achtung vor der Vereinsmeierei! ruft Herr v. Liszt; sie verdiene den »Spott der Ästhetiker« nicht, denn sie sei es, die die »politische Kleinarbeit« leiste. Zu welchem großen Zweck? Wenn Herr v. Liszt ahnte, daß es Lebenswünsche gibt, die erst in Erfüllung gehen können, wenn die Politiker und die Ästhetiker auf demselben Schindanger zusammenkommen, er würde so feine Unterscheidungen nicht machen. Bis dahin mag man die Forderung des Herrn v. Liszt für berechtigt halten. Politischer Indifferentismus ist unter allen Umständen beklagenswert. Es handelt sich ja im Sinne einer Desinfektion der Kultur darum, die Ansteckungskeime der Bildung und der Politik abzutöten, und da ist es wohl am praktischesten, wenn man die Gebildeten so schnell wie möglich politisiert ... Welche der beiden Tendenzen, die der Demokratisierung innewohnen — fragte jüngst ein anderer Gelehrter, Herr v. Gomperz, in der 'Neuen Freien Presse' — wird obsiegen? Die fortschrittsfeindliche, nämlich die Unterdrückung der Persönlichkeit, oder die fortschrittsfreundliche, nämlich die Schaffung neuer Bildungszentren? Ich denke, beide. Wenn einer Läuse hat, so ist es klar, daß die Abnahme der Reinlichkeit mit der Zunahme der Läuse gleichen Schritt hält. Sollte aber dieser Prozeß unaufhaltsam sein, so finde ich den Ruf nach gründlicher Verlausung immerhin begreiflich.

Karl Kraus.

* * *

Jubel und Jammer ¹.

Ein Wiener Brief.

Herr, erlöse uns von unserer Not und mach unserm Jubel ein Ende! rief der Österreicher am Ausgange des Jahres 1908 und sank ermattet in das Faulbett der Geschichte. Arm am Beutel, krank am Herzen schleppt' er seine

¹ Aus dem 'Simplicissimus'.

langen Tage, aber anders als dem Schatzgräber Goethes ward ihm ein Zauberwort: Frohe Feste — Saure Wochen! ...

Nun stehen wir da, die wir keinen Orden bekommen haben, und finden, es sei nicht der Mühe wert gewesen. Haben wir dazu einen Festzug veranstalten müssen? Es hat eine Zeit gegeben, wir alle haben sie erlebt, in der die Auszeichnung, keinen Orden zu bekommen, müheloser erreicht wurde als heute wo sich einer schon durch ein besonderes Verdienst oder durch eine besondere Blamage hervortun muß, um ihrer teilhaft zu werden. Es ist hart. Und wer vermöchte sich in die Lage eines Kaiserjubiläumshuldigungsfestzugsexekutivkomiteepäsidenten zu versetzen, der mit diesem Titel vorlieb nehmen muß und der am 2. Dezember das Nachsehen hat, wiewohl er im Amtsblatt der kaiserlichen 'Wiener Zeitung' nachgesehen hat? O Jahr der Träume, o Tag des Erwachens! Zu spät erkennt der Mensch, daß er geirrt hat, solange er strebte. Denn am Ende seines Weges steht die Weisheit, daß viel eher noch als ein Festzug dessen Unterlassung zu jenen Verdiensten gehört, die einen Orden nach sich ziehen. Weil aber die Probe auf das Gegenteil nicht gemacht wurde, wird er ewig im Dunkeln tappen, nämlich aus jenen Regionen der Gunst, in die er vergebens hineingekrochen ist, nicht mehr herausfinden. Aber er hat dieses Los seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Denn zwischen einem Festzug und einem Orden ist kein Verhältnis. Einen Festzug kann man im äußersten Falle gegen den Willen eines Kaisers durchsetzen, nie und nimmer aber einen Orden. Das ist ein Unterschied, den jedes Kind kennt, und vor allem jene Kinder, welchen der Kaiser die Wohltätigkeit des Jubiläumsjahres zugewendet wissen wollte. Darum keine übertriebene Humanität für die Ärmsten der Armen, derer in diesem Jahre niemand gedacht hat, ich meine für die Mitglieder des Festzugskomitees. Die Gerechtigkeit nimmt ihren Lauf, für handelsrechtliche Delikte gibt es keine Amnestie, und warum mußten sie auch noch die Blumen vom Kaiserzelt schuldig bleiben?

Es ist ja grausam. Könnte man die Mengen von Schweiß, Loyalität und sonstigen Ausscheidungen, die dieses Jahr zwischen Preßburg und Passau ergeben hat, in einem einzigen Bückling aufwenden, der Himmel selbst müßte ein Einsehen haben und alle Dekorationen der Milchstraße verleihen! Aber so ward ein großer Aufwand unnütz vertan, und gerade die am meisten gerobottet hatten, kamen zu kurz. Was sind denn das für Zustände? Wer keinen Orden verdient hat, bekommt ihn nicht? Das ist vielleicht die alte österreichische Schlamperie; aber es ist ein neuer Ton in diesem Jahrmarkt der Menschenwürde.

Nur der Humorist ist für ihn dankbar. Denn er war längst einer Realität überdrüssig, in der just die abgebrauchteste Charge, der Titeljäger, den Spott, am längsten überlebt hat. Die Lächerlichkeit eines Strebens, das sich sein Ziel nicht verdient, sondern verleihen läßt, die Gemeinheit einer Ehre, die ins Himmelreich kommt, wenn sie durch ein Knopfloch geht, die Leere einer Eitelkeit, die nicht vom Wert, sondern vom Ansehen lebt: sie finden noch immer ihre Kunden, und wenn's einen Orden mit Nachsicht der Menschenrechte zu erlangen gälte, unsere Zeitgenossen liefen sich die Füße wund. Was sie zur Gesellschaft zusammenschließt, sind Bänder, und ihre Ausgeschlossenen sind Märtyrer, die kein Kreuz bekommen haben. Es ist das alte Lied der Dummheit, die sich noch sehen lassen möchte, wenn ihr in Anerkennung ihrer Verdienste um den Weltuntergang ein Stern auf den Kopf fiele. Darum dankt der Humor für den neuen Ton. Uns, die das Getriebe in einem Jubiläumsjahr nicht mehr zu Vergleichen anregen und die nicht einmal das Gedränge um einen Futtertrog zu patriotischen Erinnerungen stimmen könnte, hat diese

Zeit eine nette Spielart beschert: den gefoppten Streber, jenen, der die Taxe der Menschenwürde im voraus erlegt und dennoch den Orden nicht bekommen hat; der sich für das Vaterland auf den Kopf spucken ließ und schließlich als Idealist aus der Affäre hervorgeht. Einer, der sich auf dem Altar der Vaterlandsliebe geopfert hat, dem es aber nichts nützte, weil der Altar nicht bezahlt war.

Gut und Blut! erscholl es ein Jahr lang in Österreich. Das Gut mußte vor dem Handelsgericht eingeklagt werden, und das Blut wurde auf der Ringstraße vergossen, als sie auf den Einfall kamen, die Nacht eines Landes durch Kerzen und Lampions zu erhellen. Das Schauspiel wird allen Betrachtern unvergeßlich bleiben. Denn um zu sehen, wie am Abend des 1. Dezember Wien seit zehn Jahren wieder einmal anständig beleuchtet war, rückten anderthalb Millionen Menschen aus. Bei ungenügender Straßenbeleuchtung bleiben ebensoviele in den Häusern, und infolgedessen geschieht auf der Straße kein Unglück. Aber die beste Beleuchtung kann ein Unglück nicht verhindern, wenn alle auf einmal neugierig sind, sie zu sehen. Das Schicksal zeigte sich der wohltätigen Devise »Fürs Kind!« eingedenk; es wurden viel weniger Kindsköpfe zerquetscht, als man erwartet hatte, und die meisten, vom Säugling im Kinderwagen bis zum Gemeinderat, kamen mit dem Leben davon. Nur wenige starben. Die es taten, sagte die Polizei, hatten es sich selbst zuzuschreiben. Sie waren, wie die Obduktion ergab, von schwächlicher Gesundheit, und im Besitz einer solchen, setzt man sich nicht den Gefahren der patriotischen Begeisterung aus! Verletzungen haben bloß 105 Leute davongetragen, und vermutlich solche, denen eine Inklinasion zu Rippenbrüchen polizeiärztlich nachgewiesen werden könnte. Daß sonst nichts geschah, beweist tatsächlich die Gesundheit einer Bevölkerung, die in vollster körperlicher Frische ihr Regierungsjubiläum beging. Und nichts geht über das Bild eines geordneten Familienlebens, das selbst noch in dem Chaos der drängenden Massen einen rührenden Zug heimischer Gemütsart offenbarte: Vater — tot, Mutter — Nervenschock, Tante — Quetschung des Kniegelenks, Tochter — Hautabschürfung. »Pfüt enk Gott, Kinder«, sprach ein lebensmüder Wiener zu den Seinen, »i geh jubilieren!« Das Motiv ist unbekannt. Der Polizeibericht aber gedachte nur der Brethaftern und verschwie, daß unter den Toten dieses Jubeltages auch Selbstmörder, waren ... Und nachdem das Unglück geschehen war, »fanden sich zahlreiche Neugierige ein, um die Unglücksstätte zu besichtigen«, und da war das Unglück gegen die Provokationen der Neugierde bereits so abgestumpft, daß es sich mit der stillen Verachtung begnügte.

Ob in Wien oder in Prag gejubelt wird, immer gibt's Tote. Hier durch einen Freudengruß, dort durch eine Salve. Die Nationen raufen um den Vorrang bei einer Huldigung. Hier sind Pylonen aufgerichtet, dort ein Galgen. Die Zeitungen halten es mit der doppelten Buchführung: neben einer Liste der illuminierenden Firmen ein Verzeichnis der Verwundeten, neben einem Verzeichnis der bei der Festvorstellung Anwesenden eine Liste der Toten. Die Politik sieht im Henker den kommenden Mann, und den Reigen der Feste schließt ein Ballabille der Inseratenagenten ab ... Der Humor aber ist im Gedränge ohnmächtig geworden. Dann wehrt er mit zitternden Fäusten die Schmach ab, die den Frieden eines Alters umbrüllt, Er wirft einen Rückblick in Österreichs Zukunft und fleht: Herr, mach unserm Jubel ein Ende!

Karl Kraus.



Missa Solemnis Tragica ¹.

Von Karl Borromaeus Heinrich.

Der junge Philosoph sperrte sich zehn Tage lang in sein Zimmer und schrieb den zweiten Teil seines Buches: »Der junge Mensch und die Institutionen der Gesellschaft.« Der Inhalt dieses zweiten Teiles stand seit langem unverrückbar in seinem Kopfe fest. Was er jetzt zu tun hatte, war also nur mehr eilte technische Arbeit, die ihm leicht von der Hand ging. Er gab aber sein ganzes Wesen hinein. Alles was er an Erfahrungen hinter sich hatte, sprach er hier aus. Viele seiner Leiden schrieb er »der Gesellschaft« zu. Die Schrift spiegelte den ganzen Haß und den ganzen Hohn wieder, auf den er sich während des letzten Jahres so leidenschaftlich konzentriert hatte.

Dieses geistige Wiedererleben seiner Vergangenheit konnte nicht ohne Nachteil für ihn bleiben. Mit Entsetzen erkannte er dabei aufs neue, und in einer Form von grausiger Prägnanz, seine absolute Beziehungslosigkeit zu allem, was Mensch heißt. Lebte er nicht dahin wie einer, der sich im tiefsten Walde verirrt hat und dessen Wehschreie ungehört verhallten im verschwiegenen Dunkel der Tannen? War das noch ein Leben? mußte er sich erschüttert fragen.

So geriet er denn in eine Verdüsterung, wie er sie noch nie erlebt hatte. Es war ein Unglück, daß sein Gönner gerade jetzt verreist war. Vielleicht wollte das Schicksal, daß er allein mit sich fertig werde. Niemand stand ihm in so schweren Tagen bei.

In der Nacht des zehnten Tages schloß er, von tiefstem Gram erfüllt, sein Buch mit jenem berühmten Satze, den man füglich als Motto und Inhaltsangabe zugleich, als Leit— und Schlußmotiv des ganzen Werkes bezeichnen kann—

» ... Ein junger Mensch von heute, der nicht mehr Offizier und Korpsstudent oder noch nicht Sozialist werden will, lebt, da die zweitausendjährige Kultur des Christentums nunmehr zusammenbricht und alle bürgerlichen Ideale verfault sind, in einer unerhörten Rat— und Führerlosigkeit dahin; von der Kultur der Vergangenheit genießt er im besten Falle eine rein intellektuelle mit systematischer Gedächtnisqual verbundene Erinnerung, dank der vollkommensten Unfähigkeit jener angeblichen Erzieher, der Philologen, die, mit geringen Ausnahmen, nicht mehr Vertreter der Humanität sind, sondern nur unterrichten, um zu leben und so der instinktiven Verachtung der Eltern immer mehr anheimfallen; die dem jungen Menschen also den Weg in die Vergangenheit zeigen sollen, wissen ihn selber nicht; Wegweiser in die Zukunft sucht er vergebens; in Ermangelung aller positiven Werte wird er dann zu

1 Unter dem Titel »*Geschichte einer moralischen Krankheit*« wird der Autor eine Fortsetzung des neulich besprochenen Romans »Karl Asenkofer, Geschichte einer Jugend« im Verlage von Albert Langen in München erscheinen lassen. Aus dem Manuskript des Werkes — aus dessen Schluß — wird hier ein Abschnitt veröffentlicht. [KK]

dem Anarchisten wider Willen, als den ich ihn hier, nicht ohne Schmerz und mit wenig Aussicht auf Besserung, dargestellt habe.«

Karl Asenkofer fühlte sich selbst als den Typus dieses jungen Menschen von heute. Sein Schmerz ging daher über seine Person hinaus, in einer philosophischen Größe, und umfaßte in jener Nacht mit einer unendlichen Gebärde alle jene, die Gleiches mit ihm litten! Draußen begann es heftig zu regnen und ein wilder Sturm ging durch die Gassen.

Da trieb es Karl Asenkofer fort ins Freie. Er wanderte dem kleinen Berge zu, der sich nahe bei der Stadt erhob. Auf seinem Gipfel stand er stundenlang in Sturm und Regen, er, ein schwächtiger Mensch, preisgegeben dem Toben der Natur ...

»Muß ich mich also töten?« ... dies war die fürchterliche Frage, die er an das Schicksal stellte. Aber der Sturm überschrie seine Selbstverwünschungen. Wehe ihm, in dieser Zeit des Rückfalls, wenn seine Seele jetzt nicht bald Rettung und Weg fand! ...

Das Wetter schlug wieder um. Und Karl Asenkofer wanderte in diesen Tagen der großen letzten und entscheidenden Frage durch die Berge der Umgebung, um sich vorerst von der Spannung und Selbstkonzentration zu erholen, aus der heraus sein Werk geboren war.

Es war ein eigentümliches Gefühl für ihn, daß nun die Außenwelt allmählich wieder Macht über ihn gewann, daß er anfang, wieder etwas zu bemerken. Er verfiel in tiefe Rührung. Mit einer religiösen Zärtlichkeit sah er zur milden und gleichmäßigen Sonne dieses Spätsommers empor ...

Es schritten glatzköpfige Bürger, die diese letzten warmen Strahlen auf ihren viereckigen Häuptern sammelten, an ihm vorüber und grüßten ihn. Er dankte ihnen, ohne ihnen ihre Zutraulichkeit sonderlich übelzunehmen. Nur gegen den Wortschwall seiner Hauswirtin blieb er unerbittlich; er zählte jeweils bis dreißig, wenn sie sprach und verließ sie dann, ohne ein Wort zu sprechen.

Im übrigen aber war Waffenstillstand in seiner Stimmung und er schwelgte in der Gewißheit, daß, wenn er jetzt ein Ende machen wolle, er nicht »hinsterben werde, wie ein Pilz, keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung«.

Einmal, als er in solch ungehemmter Zuversicht sechs Stunden durch die Wälder gezogen war und eben am Rande des Gehölzes stand, von wo aus er die Stadt, tief zu seinen Füßen sich baden sah in der langsam zerfließenden Abendsonne — da schaute er in einer ungeheuren Vision sein ganzes junges Dasein, wie es verflossen war, von der ersten bewußten Stunde bis heute. Und in die ganze dunkle Waghalsigkeit und Fragwürdigkeit dieses Menschenlebens schien ihm mit einem male Licht und Wärme zu kommen, Versöhnung und Gläubigkeit. Er vermochte sich das Gefühl nicht zu deuten, aber es überfiel ihn mit einer ganz unwiderstehlichen Macht. Er streckte die Arme aus und murmelte unter Tränen: »Tod, Tod, wo ist dein Stachel!«

Er konnte sich dieser Tränen nicht erwehren: denn sie flossen aus der innerlichsten, verzweifelten Empörung seiner Seele, die er nun schon so lange und so sehr mit Leid überhäuft hatte, daß sie sarunter ersticken mußte. Sie erstickte unter jener harten, grausamen, unerbittlichen Selbstkritik, die — ohne ihn früher zum Manne zu machen — doch alles Jugendliche in ihm begrub; — unter der, im Vergleich zu seinen Jahren, unnatürlichen Größe der übernommenen Aufgabe ..., unter der tiefen Feindschaft, die er zuerst zwi-

schen sich und seine Familie, dann zwischen sich und die ganze Welt gelegt hatte ... und endlich unter der ganzen Zusammensetzung seines Charakters, dieser erschrecklichen Mischung aus Stolz und Armut, Herrschsucht und Askese, die sein verfeinerter Geschmack als unedel empfand und die er mit Gewaltmitteln veredeln wollte.

All dies mußte einmal zu einer Explosion führen.

Ach, und es war ein Wunder, daß er nicht schon unterlegen war, daß ihn sein Wille zur Höhe mit einer rührenden Zähigkeit so lang in einem Kampfe aufrecht erhalten hatte, dessen wesentliches Ziel doch ihm selbst noch verborgen war!

Möchten es erlösende Tränen sein, die er jetzt weinte! Denn auch so erhob sich vor seiner Seele noch immer die große letzte und entscheidende Frage, ob sie ihn zum Leben oder zum Tode erlösten ...

— — — — —
Als er an diesem heiligen Tage in seine Behausung zurückkam, fand er auf seinem Tisch einen Brief vor, der von einer feinen dünnen Feder, aber mit sehr großen, selbstbewußten Buchstaben geschrieben war, und der lautete wie folgt:

Sehr geehrter Herr!

Wie Sie vielleicht wissen, wohnen in diesem Hause lauter alte Damen und nur zwei männliche Wesen, nämlich Sie und ich. Wenn Sie's noch nicht wissen sollten — ich wohne ein Stockwerk über Ihnen.

Nun haben Sie gestern den Hausflur mit einer rauchenden Zigarette betreten. Dies ist natürlich ihr gutes Recht. Ich aber kann den Tabakrauch nicht vertragen, so wenig, daß ich davon krank werde. Auch habe ich in diesem Haus nur Logis genommen, weil ich unter den alten Damen keine Raucher vermutete.

Ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen, wenn ich Sie höflich bitte, während der paar Sekunden, die Sie brauchen, um den Hausflur zu durchschreiten, das Rauchen gütigst zu unterlassen.

Sollten Sie diese kleine Bitte nicht gewähren können, müßte ich hier ausziehen; dies wäre einerseits sehr unbequem und andererseits ist es sehr fraglich, ob es in dieser Stadt noch ein Nichtraucherhaus gibt.

Zwar könnte ich mich in mein väterliches Schloß zurückziehen; aber mein früherer Kammerdiener, der dort lebt, ist ebenfalls Raucher; ihn, der seit vierzig Jahren im Hause dient, zu entlassen, brächte ich aber nicht übers Herz. Ihm seinen Knaster zu verbieten, ebensowenig. Ich riskiere lieber, mit meiner Bitte lächerlich vor Ihnen zu erscheinen.

In Hochachtung

Theodor Freiherr von Rudlfing.

Vielleicht machen Sie mir im Laufe des morgigen Vormittags einen kleinen Besuch, damit Sie den Menschen kennen lernen, der so unbescheiden ist, Sie mit diesem Brief zu belästigen. —

Karl Asenkofer lächelte und war ohne weiteres einverstanden mit dem Vorschlag des Herrn von Rudlfing. Auch den Besuch wollte er ihm machen; es war ihm jetzt ganz angenehm, durch eine neue Bekanntschaft etwas zerstreut zu werden, namentlich weil er Nachrichten von Baron Dossenheim voller Ungeduld erwartete. In dessen Haus hatte er ja schon vor acht Tagen sein Buch abgegeben.

Er klopfte also kurz vor Mittag an der Türe im ersten Stock. Eine zusammengeschrumpfte alte Frau öffnete ihm, sichtlich bemüht, jedes Geräusch dabei zu vermeiden, nahm ihm in vollkommener Schweigsamkeit Hut und Mantel ab und machte ihm, wiederum geräuschlos, die Tür zu einem Empfangszimmer auf. »Einen Augenblick!« flüsterte sie und verschwand.

Karl Asenkofer sah sich mit einiger Befangenheit im Zimmer um. Es war sehr geräumig und enthielt wenig Möbel; diese waren in einem ungemein ernsten empireartigen Stile gehalten. Plötzlich zuckte Karl Asenkofer erschreckt zusammen. Er glaubte, eine Vision der Häßlichkeit zu haben. Er strich sich über die Augen, wie um den Eindruck wegzuwischen, sah scharf hin und entdeckte zu seinem Abscheu, daß dort, am Kamin, zwei gräßliche Geschöpfe, ein Hund und ein Mensch, eng zusammengekauert und bewegungslos am Boden hockten.

Der Hund war ein grauschwarzer, struppiger und ganz unmöglicher Bastard, eine Mischung aus allen Rassen, mit unsagbar kleinen verrunzelten Augen. Er klappte das Maul auf und zu, als ob er bellen wollte; offenbar war er stumm. Indessen sah das Tier im Vergleich zu dem Monstrum, das neben ihm kauerte, noch menschlich aus. Ein gelbbrauner Kropf hing diesem, in der Form einer gewaltigen Birne, tief auf die Brust herab. Sein Gesicht, überhaupt seine ganze Haut, schien aus Leder zu sein. Die Haare gingen fast auf die Nase herunter, er zog an ihnen mit ungeheuren, täppischen Händen. Er grinste Karl Asenkofer mit ekelerregender Freundlichkeit an und stieß dumpfe Laute aus.

Der also Überraschte wandte sich eben wieder zum Gehen, um diesem Anblick zu entkommen. Da trat Herr von Rudlfing ein.

»Ach, entschuldigen Sie!«, rief er, als er der zwei Geschöpfe am Kamin gewahr wurde. »Entschuldigen Sie vielmals, ich wußte nicht, daß sie sich gerade hierher verkrochen haben. Entschuldigen Sie!« Und er winkte dem seltsamen Paar, das mühselig, Hund und Mensch auf allen Vieren zur Tür hinaus kroch.

Karl Asenkofer war noch immer sprachlos. Er betrachtete den Menschen, der vor ihm stand. Man konnte ihn für sechzehn und dann wieder für vierzig halten. Schlank und groß, aber sehr zart gebaut. Sein Gesicht war außerordentlich schön, jedoch fast blutleer. Beinahe weißblonde Haare, tiefliegende leidende Augen, eine typisch—aristokratische Nase und ein fein geschwungener Mund mit ungemein dünnen Lippen. So sah Herr von Rudlfing aus. Er reichte Karl Asenkofer die Hand, eine lange schmale Hand, und entschuldigte sich wiederholt.

Endlich fand Karl Asenkofer die Sprache wieder und entschuldigte sich nun seinerseits, daß er vor den sichtlich harmlosen Geschöpfen so viel Schrecken gezeigt habe. Der Herr von Rudlfing bat ihn, sich zu setzen. Er selbst ließ sich in einem der hohen Stühle nieder, schlug die Füße übereinander, neigte den Kopf etwas vor und wollte eben etwas sagen. Da platzte Karl Asenkofer — der ihn nicht aus den Augen verlor und fand, daß jede seiner Bewegungen wie gemeißelt aussah — mit der Frage heraus: »Wie alt sind Sie eigentlich, Herr von Rudlfing?«

Jener lächelte gewissermaßen verzeihend: »Ich bin ungefähr zwölfhundert Jahre alt«, sagte er, »geboren wurde ich allerdings vor sechzehn Jahren. Ich bin der letzte Nachkomme derer von Rudlfing. Der erste bekannte Rudlfinger war mit Karl dem Großen verwandt.«

Karl Asenkofer bereute seine Frage. »Wie kommen Sie eigentlich zu so merkwürdigen Haustieren?« forschte er.

»Der Kretin mit dem Kropf ist wahrscheinlich mein Stiefbruder. Wenigstens hat die Magd, die ihn geboren hat, meinen Vater als Erzeuger angegeben. Verifizieren ließ es sich nicht. Die Magd ist auch blöd, und mein Vater war drei Monate vor der Geburt gestorben. Der Hund ist ins Schloß zugelassen und hat sich sofort mit dem Kretin befreundet. Als ich von zu Hause wegzog, rannten sie mir nach. Ich hatte nicht das Herz, sie davonzujagen.«

»Entschuldigen Sie!« stotterte Karl Asenkofer verwirrt. »Ich konnte nicht wissen ...«

»Aber natürlich, nein —. Sie studieren wohl hier?«

»Ja. Darf Ich fragen, was Sie treiben, Herr von Rudlfing.«

»Ich warte. Seit einigen Jahren warte ich, eigentlich schon mein ganzes Leben. Vielleicht könnte ich Offizier werden — aber ich rauche nicht und trinke nicht. Man würde wohl auch schwitzen. Ich kann aber den Schweiß nicht leiden: Es ist unreinlich. Also warte ich einfach.«

»Haben Sie zu gar nichts Neigung?«

»Ich habe alles in mir, von Geburt aus. Und zu erwerben habe ich auch nichts. Ich bin reich genug ... So oder so, ich sehe, daß alle Neigung der anderen nach Dingen geht, die ich schon habe. Was soll man tun!« Er sah traurig in die Ecke.

»Aber Sie könnten doch Politik treiben, Sie könnten Diplomat werden!«

»Wozu! Meine Väter konnten das noch machen, Aber heute ist ja alles anders geworden; es handelt sich jetzt nur mehr um Industrie und Kolonialwaren. Ich verstehe und mag das nicht ... Vielleicht wäre ich Arzt geworden oder Krankenpfleger. Aber die meisten Kranken sind doch unreinlich. Da laufe ich davon.«

»Aber wenn Sie gerne helfen, können Sie doch zu den Armen gehen, Liebeswerke tun!«

»Ja, ich helfe gern. Aber gerade das ist mein größtes Unglück. Schon so manchem wollte ich helfen. Aber die meisten Armen riechen ja aus dem Mund. Da werfe ich dann schnell ein Almosen hin und drücke mich. Ich kann also nicht einmal Wohltäter von Beruf werden.«

»Was für ein Leben!« murmelte Karl Asenkofer traurig, »Was für ein hartes Leben! — «

»Ja, Rar kein Ziel. Ich muß einfach warten. Ich warte schon seit einigen Jahren.«

»Was für ein Leben! Und immer sollen Sie mit diesen beiden ... pardon, mit Ihrem Herrn Stiefbruder und seinem Hund zusammenleben!«

»Nun ja, nun ... ja beide sind übrigens reinlich, der Kretin und der Hund. Die Magd war nicht reinlich. Der Kretin wird also seine Tugend von unserem Vater haben.«

»Wenn Sie gar kein Ziel haben«, fuhr es Karl Asenkofer heraus, »gar kein Ziel und nur immer warten ... worauf warten Sie denn, um Gotteswillen, *worauf* ... «

»Auf das Ende ...« antwortete der junge Baron mit einem schmerzlichen Lächeln.

»Welches Schicksal! Welche Bosheit des Schicksals! ...«

Und Karl Asenkofer dachte, daß die Existenz jenes Menschen wahrhaftig der gemeinste Witz sei, den sich die Vorsehung erlaubt habe. Es herrschte Stillschweigen zwischen den zwei jungen Menschen. Der junge Baron faßte sich zuerst und begann von den und jenen Kleinigkeiten zu sprechen. Aber Karl Asenkofer war in tiefste Betrübniß gesunken und setzte ihm Schweigen entgegen.

»Sie sind ja noch unglücklicher als ich?« begann er endlich.

Jener wart mit einem male stolz den Kopf zurück und betrachtete Karl Asenkofer von oben herab — als ob in seiner Frage eine Frechheit liege.

»Verzeihung!«, rief er halblaut, »in Dingen des Unglücks hält niemand mit mir den Vergleich aus. Mein Unglück baut sich auf einer Tradition von zwölfhundert Jahren auf ... Ich bin das kultivierteste Unglück, das es gegenwärtig auf Erden gibt! ...«

Karl Asenkofer war so in Mitleid befangen, daß er diese Abweisung vollkommen überhörte.

»Auch ich habe kein Ziel« — fuhr er fort.

» — Oh!« rief Baron Rudlfing, »das ist doch stark. Sie können sich wirklich nicht mit mir vergleichen! Hören Sie, Sie haben noch kein Ziel, Herr Asenkofer, ich habe aber kein Ziel mehr. Verstehen Sie den Unterschied nicht?«

Karl Asenkofer schwieg verdutzt auf diesen heftigen Ausbruch des Baron Rudlfing. Langsam überlegte er, wie diese letzten Worte gemeint waren.

»Ihr Ziel!« fuhr der Baron fort, »Ihr Ziel, das ist sehr einfach. Ihr Ziel muß sein, die zwölf Jahrhunderte Kultur einzuholen, die ich vor Ihnen voraus habe. Sie haben eher zu viel Ziele als zu wenig ...«

Allmählich begriff ihn Karl Asenkofer und errötete über und über. Am liebsten wäre er sofort weggegangen. Dieser Mensch war jünger als er; wie kam er dazu, ihm Lehren zu geben.

Als ob der Baron seinen Gedanken erraten hätte, begann er jetzt, ruhigeren Tones, Karl Asenkofer zu beschwichtigen: »Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie meinetwegen nicht mehr im Hausflur rauchen wollen. Und Sie brauchen sich nicht zu schämen, ich bin doch um so viel älter als Sie! Seien Sie nicht beleidigt! ... ich habe ja nur den Trost, daß mein Unglück aus der Tradition, aus der übergroßen Verfeinerung meines Geschlechtes fließt ... Nein, verzeihen Sie mir, Ihre Jugend ist doch etwas, was Sie vor mir voraushaben ... Sie brauchen noch nicht zu sterben, Sie sind noch so jung, so jung ... «

Karl Asenkofer hatte ihm schön längst verziehen. Das Absonderliche des Erlebnisses hatte ihn aber in Verwirrung geworfen. Er schüttelte traurig den Kopf. Sie schwiegen eine lange Weile.

»Herr, erbarme dich unser!« schluchzte der Baron von Rudlfing. Der Hund scharrte heulend an der Tür und der Kretin stieß dumpfe Laute aus.

Karl Asenkofer schüttelte traurig den Kopf und verließ das Gemach.

Andern Tags stürzte seine Hauswirtin ins Zimmer: »Wissen's schon, Herr Doktor, der spinnerte Baron im ersten Stock hat sich vergift', mit samt sein Hund und sein Kropfeten!«

Karl Asenkofer, der am ganzen Leibe zitterte, wies sie schnell hinaus.

Dann aber sank er in die Knie und verhüllte sein Gesicht mit den Händen. »Was soll man tun, rang es sich aus ihm, was soll man tun? ... «

» ... wenn es sogar für die Güte, für die Zucht des Menschen, wenn es auch für seinen Adel eine bestimmte Grenze gibt, die nicht überschritten werden darf — wie das Leben und der Tod dieses Menschen zeigt ... was soll man tun ... er besaß doch alles. Vergangenheit. Tradition. Kultur und Reichtum ... ja, was soll man tun! ...«

Und in diesem Augenblicke überfiel ihn, gleichsam mit der Wucht eines epileptischen Anfalls, die tiefste und letzte Einsicht — seine Seele selbst begann durch ihn zu sprechen (halb klang es wie ein Fluch, halb wie ein Gebet):

»Gebt mir, oh Götter — schrie seine Seele — gebt einen Menschen, einen Zwang, eine Idee, gebt ein Evangelium und Credo, woran ich glauben kann! ...

... Nehmt mir den Intellekt, o Götter, schlagt mich mit Blindheit, werft mich in ein Gefängnis des Geistes und laßt mich an etwas glauben! ...

... Die Freiheit hat mich krank gemacht — nehmt sie, o Götter — denn ich sterbe sonst vor Freiheit! — —«

In dieser Stunde entschied sich, innerlich wenigstens, das Schicksal Karl Asenkofers.



Der Sexualkorrespondent.

Nun wird Herr Harden bald Ruhe von mir haben. Wenn es ihm nämlich ernst damit ist, die Kulturfeder hinzuwerfen und politischer Agitator zu werden (den Vortragsabend zu 3000 Mark). Ich überlasse ihn den Fachleuten; wenn ein schlechter Schriftsteller sich entschließt, Mechaniker zu werden, hat er von mir nichts zu fürchten. Zum Rohstoff der Politik soll man diesem Talent und diesem Charakter den Zutritt nicht wehren. Ihn literarisch zu gestalten, dazu hats auf die Dauer nicht gereicht. Der tiefgefühlte Mangel an Persönlichkeit schuf den Zustand einer geistigen Feuersnot. Die Ochsen rennen aus dem Stall in den Brand, der Publizist rannte aus dem Stoff in die Bildung. Man hielt sich vor dem Qualm die Nase zu. Einer hat fünfzehn Jahre von dem Vorurteil gelebt, daß ein größeres literarisches Temperament dazu gehöre, einen König anzugreifen, als einen Kärner. Das Gegenteil ist der Fall. Schließlich trat der geistige Bankerott ein. Aber auf der Tribüne kommt nicht nur die äußere Größe des Themas wieder zu Ehren, sondern verhilft auch der Mut, einen König anzugreifen, dessen Beleidigung auf Monate hinaus von einem Kanzler freigegeben ist, zu Ehre und Gewinn.

Nur dort, wo Herr Harden auf seine literarische Leistung, also auf seine Tätigkeit in den Fällen Moltke, Eulenburg, Hohenau, Lynar usw. zurückgreift, wird er sich noch ein wenig Kontrolle gefallen lassen müssen. Und zu seinem unglücklichen Vergleich, der angeblichen französischen Ausgabe des 'Simplicissimus' mit der Handlung eines Menschen, der »eine schmäbliche oder lächerliche Familiengeschichte in die Zeitung bringt«, habe ich noch etwas nachzutragen. Herr Harden würde sich natürlich dagegen verwahren, daß er sich selbst mit diesem Vergleich habe treffen wollen. Und mit Recht. Er wehrt jedes Kompliment für seinen Eifer in der Eulenburg—Sache mit dem Einwand ab, er habe sich im Beweise der Sexualhandlungen des deutschen Adels nur »von Schritt zu Schritt drängen lassen«. Er habe sich — auch diesmal versichert er es wieder — gegen sein persönliches Interesse bemüht, »jedes laute Ärgernis zu meiden.« Nur den Gebrauch, »den die Stunde gebieterisch forderte«, habe er von dem Beweismaterial gemacht, das er, »wie jetzt ja auch dem Zweifler erwiesen ist«, längst hatte. Der Märtyrer ließ sich sogar, man denke, »ruhig nachsagen, er habe kein Material«. Wohl das Schimpflichste, was ihm für sein Gefühl nachgesagt werden konnte. Nein, fern sei es von uns, ihm den

Wissensschatz zu bestreiten, aus dem er sein Köstlichstes bestritten hat! Und daß er persönlich von ihm nur den sparsamsten Gebrauch gemacht hat, daß er wirklich bemüht war, jedes laute Ärgernis zu meiden, ich weiß es heute besser denn je. Denn vor mir liegt ein blauer Zettel. Ein Exemplar jener »Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz«, aus der die Journale in den Eulenburg—Tagen ihre Informationen geschöpft haben und aus der sie noch heute alle die perfid beruhigenden Nachrichten über das Befinden des angeklagten Fürsten nehmen. Aber wie wenig haben sie genommen und wie viel wäre zu haben gewesen! Sie wollten schmäbliche oder lächerliche Familiengeschichten vielleicht doch nicht allzu breit treten, auf die Gefahr hin, Herrn Harden zu kränken, der sie — als Stilsachverständiger beide ichs vor jedem Forum — persönlich stilisiert hatte. So zimperlich wie jene war nun Herr Harden nicht; er hat manche seiner Sätze wieder an sich genommen, sie fast wörtlich in seine eigenen Publikationen eingereiht, und so bedürfte es vielleicht nicht einmal meines Gutachtens, um seine Urhebererschaft zu beweisen. Hier eine interessante Probe. Herrn Hardens Art verleugnet sich in der schlichten Nutzarbeit, die er für die Sexualkorrespondenz leistet, durchaus nicht; nur trägt er nachher in der 'Zukunft' etwas pastoser auf.

Neue Gesellschaftliche Korrespondenz

(Spezial—Nachrichtendienst.
Preis 3 Mark.
Berlin, 10. Juli 1908.)

Was ist bisher erwiesen? ... Den städtischen Hausmeister Franz Dandl, der früher herrschaftlicher Diener war, hat Eulenburg um die Waden gefaßt, später ihm den Arm um die Schultern gelegt und ihn wegen seiner schlanken Schönheit gelobt. Den Matrosen (jetzt Bergmann) Trost hat Eulenburg als Gast des Kaisers auf der »Hohenzollern« im Jahre 1898 in eins der Gespräche zu ziehen versucht, mit denen Homosexuelle ihre Annäherungen zu beginnen pflegen, und ist dann mit einer Frage an ihn herantreten, deren Unflätigkeit die Wiedergabe vor gesitteten Menschen unmöglich macht ... Festgestellt ist ferner, daß Fürst Eulenburg selbst (durch einen Brief) und indirekt durch Vermittlung seines früheren Sekretärs Kistler, der sein Günstling geblieben und Hofrat geworden ist, versucht hat, den Fischer Ernst zum Meineid zu verlei-

'Zukunft'

(25. Juli, 1. August 1908)

... Bewiesen, daß der Angeklagte den Diener Franz Dandl an die Waden gefaßt, ihm später den Arm um die Schulter gelegt und seine schlanke Schönheit gepriesen hat. Als Gast des Kaisers auf der »Hohenzollern« im Sommer 1898 den Matrosen Trost in eins der Gespräche zu ziehen versuchte, mit denen Homosexuelle ihre Anbändelungen einzuleiten pflegen, und sich dem jungen Mann mit einer Frage näherte, deren unflätiger Wortlaut die öffentliche Wiedergabe nach unserem Strafgesetz unmöglich macht ... Festgestellt ist ferner, daß Fürst Eulenburg dreimal versucht hat, Jakob Ernst zum Meineid zu verleiten: durch einen Brief, den der Untersuchungsrichter in Starnberg fand; durch einen zweiten Brief, den Hofrat Kistler dem Fischer bringen mußte, aber nicht zurücklassen durfte; und durch eine Botschaft, die der von Philis Gnaden mit zwölf Orden geschmückte Hofrat *auf seiner Lippe ins Fischerhaus trug*. — ... Als er den Diener Dandl ans Bein faßte, trieb ihn nicht etwa sinnliches

ten. —

(*Eulenburgs Wahrhaftigkeit.*) ... Auf der »Hohenzollern« will er, bei der zotigen Annäherung an Trost, morgens um 10 Uhr angetrunken gewesen sein und versuchte das mit der Behauptung zu rechtfertigen: »Auf Befehl Seiner Majestät gab es dort schon bei der Morgenmahlzeit starke Getränke«. Oberhofmarschall und Hausminister Graf August Eulenburg hat dann unter seinem Eid ausgesagt, morgens werde auf der »Hohenzollern« nur Tee und Kaffee gereicht und es sei »absolut ausgeschlossen«, daß morgens um 10 Uhr einer der Herren des Kaiserlichen Gefolges angetrunken sein könne ... Den Dandl will er an die Wade gefaßt haben, weil er »übel rieche«; doch ist festgestellt, daß er den Diener oft angefaßt, einmal beinahe umarmt und zärtlich angeredet hat, von üblem Geruche also nicht belästigt gewesen sein kann ...

Wohlgefallen, sondern der Wunsch, den schlecht riechenden Mann wegzuschieben; als er ihm später den Arm um die Schultern legte und Dandls schönen Wuchs rühmte, war der Geruch wohl verfliegen. Auf der »Hohenzollern« will er, bei der zotigen Annäherung an den Matrosen Trost, morgens um 10 Uhr bezechet gewesen sein. »Auf Befehl Seiner Majestät gab es schon morgens an Bord eine kräftige Mahlzeit mit starken Getränken; da mein Magen mir Mäßigung im Essen gebot, hielt Ich mich manchmal an die Getränke.« Oberhofmarschall Graf August Eulenburg beschwört, daß es morgens zwar, wie auf allen Schiffen, Fleisch und Fisch, an Getränken aber nur Tee und Kaffee gebe, und erklärt es für »absolut ausgeschlossen«, daß ein vom Kaiser eingeladen Herr der engsten Tafelrunde um zehn Uhr früh nicht mehr nüchtern gewesen sein könne. Genügte? ...

Genügte? Wie man sieht, hat Herr Harden die Übersetzung aus seiner Sprache diesmal selbst und schon ein paar Wochen vorher besorgt. Immerhin vermag sich eine so markante sprachliche Individualität selbst dann nicht völlig aufzugeben, wenn sie bloß die Tatsachen serviert, auf die es ihr ankommt. Worte wie »der prächtige Starrkopf Dohna« (der Grobian Fürst Dohna) oder »die Lehmannkammer« (das Richterkollegium unter dem Vorsitz des Herrn Lehmann) sind verräterisch. Vollends Sätze wie: »Er war sein Leben lang immer krank, wenn es ihm an den Kragen zu gehen drohte. Nach dem Tauschprozeß, nach Dohnas derb deutlichem Brief, als Herr von Holstein ihn brieflich einen verächtlichen Menschen genannt hatte, nach dem Berliner und dem Münchener Schöffengerichtsprozeß: immer. Aber er gilt auch jetzt nun einmal als krank; und hat schon erfahrenere Leute eingewickelt, als Gerichtsärzte zu sein brauchen.« Wenn das nicht schon einmal in der 'Zukunft' gestanden ist, so könnte es ganz so in der 'Zukunft' stehen. Es ist der Ton des sachten Warners, es sind die bedeutenden Wahrheiten des Herrn Harden, es ist selbst seine Interpunktion. Er hat für die Welt, die seine Feststellungen für Kulturarbeit hält, doppelt gearbeitet. Nur daß er nicht alles, was er für die Sexualkorrespondenz schrieb und was bloß zur stillen Belehrung der Tagespresse dienen sollte, in seine Revue übernommen hat. Denn auf dem blauen Zettel wird uns nicht nur keine Feststellung erspart, sondern es wird auch jede Möglichkeit einer neuen Denunziation, die zu neuer Anklage führen könnte, berücksichtigt. Der Hofrat Kistler in München ist noch nicht verhaftet: »will man wieder warten, bis die Bayern die Initiative ergreifen?« Die Fürstin Eulenburg ist in einer Moabiter Weinstube zwischen Anwälten gesehen worden:

die Gefahr der Zeugenbeeinflussung liegt nahe. Der Fürst darf mit seinen Angehörigen sprechen: »Caveant consules!« Ein Kapitel über Eulenburgs Freunde: Herr Harden teilt mit, daß der bekannteste — er nennt den Namen — nicht nur ein Homosexueller, sondern sogar »nach Vieler Behauptung ein Zwitter« war. Dessen Neffe habe sich im seidenen Unterrock seiner Frau erhängt. Neue Details über Homosexuelle, die man schon kennt, neue Homosexuelle, von denen man noch nichts gewußt hat. Darunter der Graf Gobineau, mit dem verkehrt zu haben Herr Harden für besonders kompromittierend hält. Zum Schlusse eine Mitteilung, von der die Zeitungen damals Gebrauch gemacht haben: »Denken Sie«, sagte der Kaiser zum König von Schweden über den Grafen W., »unser Edgar ist auch solches Schwein!« »Wir geben diese so zutreffende wie drastische Äußerung wieder«, bemerkt die Korrespondenz des in allen Lebenslagen aufrechten Herrn Harden, »weil sie beweist, daß gesunde deutsche Männer noch den Mut haben, dieses ekelhafte, heute viel zu oft beschönigte Treiben der Männerjäger zu geißeln«. Kein Zweifel, Herr Harden hatte Material, die Korrespondenz beweist es. Kein Zweifel, er hat lautes Ärgernis gemieden, denn Korrespondenzen sind nur für den Gebrauch der Presse und nicht des Publikums bestimmt. Aber selbst wenn er alles ausgesprochen hätte, was ist, stünde sein Handeln noch immer über jenem, das er dem 'Simplicissimus' zum Vorwurf macht, und er hätte recht, sich gegen einen Vergleich zu wehren. Denn wahrlich, er hat nicht die eigenen Familiengeheimnisse preisgegeben, sondern bloß die fremden!

Karl Kraus.

* * *

Glossen.

[Weihnachtsfragen.]

»Ein Nachmittagsschläfchen benötige ich nicht, wohl aber sitze ich durch einige Zeit ruhig im Sessel, wobei ich vermeide, die Beine hoch zu halten, weil dies nach einer Mahlzeit Kongestionen herbeiführen muß. Auch möchte ich noch bemerken, daß ich zu Mittag ausgiebig speise, abends aber nur sehr wenig zu mir nehme.«

Wer hat den Mut zu solchem Subjektivismus? Wer darf so vor aller Öffentlichkeit über sein Innenleben Rechenschaft geben? Natürlich ein Schauspieler. Wagt es in Wien ein Schriftsteller, von seiner geistigen Verdauung zu sprechen, so wird dem Lesepublikum übel. Aber wenn unsere Tagespresse sich einen Feiertagsbauch anmästet, dann interessiert uns selbst die Frage, wie lange ein Wiener Theaterdirektor schlafen muß, »um geistig frisch zu sein«. Daß dieses Resultat bei manchen Wiener Persönlichkeiten tatsächlich erzielt wird, erfahren wir durch die Enquete, die ein Weihnachtsreporter veranstaltet hat. Wenn Friede den Menschen auf Erden winkt, ist die journalistische Höllenbrut losgelassen. Die bekannten Persönlichkeiten sitzen beim Frühstück, da rennt ihnen einer die Tür mit den Fragen ein: »Wie lange schlafen Sie?« »Was ist fesch?« »Was halten Sie vom Theaterbesuch der Kinder?« Und mit jedem Jahr schwindet der Mut zum Hinauswurf. Der Feiertagsbauch, der außer Annoncen auch die gesamte Kultur der europäischen Gegenwart frißt, ist unersättlich. Daß sich ernste deutsche Schriftsteller dazu prostituieren, einer Horde von Wiener Sonntagskaffeehauslesern, das geistige Futter zu liefern, und daß die zartesten Klänge deutscher Lyrik mit Vorliebe in dem Geschrei der entfesselten Leopoldstadt untergehen wollen, das ist nur ein Zei-

chen dieser Welt, deren Ton der Kommissar angibt. Aber er verlangt mehr. Er will nicht nur, daß die Dichter Seil tanzen, er will auch, daß die Seiltänzer schreiben. Die Persönlichkeiten sollen sich auch in Branchen versuchen, die ihnen fremd sind. Der Bildungshunger der Masse ist unersättlich, und der Reporter tut, was er kann. Die bekannten Männer sollen zu Weihnachten nur ruhig erzählen, wie oft sie sich die Nägel putzen. Entziehe sich keiner der Frage! Er kann der beste Bürgermeister sein: er wird seinen Rüffel bekommen, wenn er nicht in der Weihnachtsnummer des Raubmörderblattes als Plauderer debütiert hat. Denn es ist unerlässlich, daß an den hohen Feiertagen ein Theaterdirektor sich darüber ausspreche, wie lange er schlafe, ein Bibelforscher darüber, was fesch sei, und ein Feldzeugmeister darüber, ob man Kinder ins Theater führen solle. Der Kommissar muß das unbedingt wissen, und der Journalist ist dazu da, seinen Wissensdrang zu stillen ... Nun werfe ich aber eine Bombe in die Gemütlichkeit, die auf Jahrzehnte Verwirrung stiften wird. Ich mache das Publikum darauf aufmerksam, daß an den authentischen Äußerungen der bekannten Persönlichkeiten bloß deren Unterschriften glaubhaft sein könnten und vielleicht nicht einmal in jedem Falle diese. Manchmal setzt der Belästigte seine Unterschrift unter das fertige Manuskript, das ihm der Reporter hinhält; gelesen hat er es nicht immer, geschrieben fast nie. Das Publikum hat nun ein einfaches Mittel, die Sache zu überprüfen. Wenn etwa Männer wie Bernhard Baumeister und Dr. Karl Lueger mit literarischen Arbeiten in der Wiener Presse vertreten sind und plötzlich versichern, daß sie »an« etwas vergessen haben, dann kann das Publikum überzeugt sein, daß die literarischen Arbeiten in der Redaktion entstanden sind. Das ist ein untrügliches Mittel. Ich habe es in der letzten Zeit öfter und gerade gegenüber der Wiener Weihnachtsliteratur angewendet. Nur fürchte Ich, daß das Publikum von der Presse so weit erzogen ist, selbst »daran zu vergessen«.

*

[Der taufrische Hofrat.]

Wenn mir eines die Unzufriedenheit mit dem österreichischen Leben verleiden könnte, so ist es die Vorstellung, daß sie auch dem Herrn Hofrat Burckhard Freude macht. Und da muß ich bekennen, daß ich noch immer lieber einem alten Veteranen, der einen Säbel haben möchte, den Ernst kulturellen Strebens glaube, als solch einem Revoluzzer, der alles, was in ihm an einen österreichischen Hofrat erinnerte, dem Fortschritt preisgegeben hat und nichts davon zurückbehält, als die Pension. Daß er jetzt auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters sexualfreiheitliche Erkenntnisse propagiert und den Familien der Börse zeigt, wie die österreichischen Komtessen vorschriftswidrig gebären, ist ganz im Stil jener intellektuellen Aufklärung, der ich aus tiefstem Herzen die Reaktion in ihrer lebensfeindlichsten Gestalt vorziehe. Im Sozialen wie im Sexuellen wird die Freiheit mit ihren Feinden fertig, ohne der Gemeinheit als einer Schiedsrichterin zu bedürfen; darum muß sie sich vor allem ihrer Freunde erwehren. Herr Burckhard ist einer von jenen, die sie mit Nachdruck ablehnt. Seine Geschicklichkeit, Probleme so zu verflachen, daß sie schließlich der Aufnahme in einen Volksbildungsverein würdig befunden werden, ist umso bedenklicher, weil hier die arische Assimilationsfähigkeit sich der Mittel bedient, über die sonst nur die angeborne Betriebsamkeit verfügt, und weil sie dabei auf den Schein naiver Herzhaftigkeit nicht verzichtet. Kein Typus des österreichischen Geisteslebens könnte weniger angenehm sein. Juristen, die bloß das Glück ihrer Ledernheit kennen, mag solche Verve begeistern. Bürokraten mögen den Mann einen feschen Kerl nennen, Dirndeln mögen ihn ernst nehmen. Sonst aber ist ein taufrischer Hofrat Variétége-

schmack. Gegenüber dem Feuergeist von einem Studenten, der mit seinem Spazierstock Rolläden streift, ist ein Gewölbwächter eine ehrwürdige 'Figur. Ich denke, das Liebesleben unter den Aristokraten zu enthüllen, ist Herrn Burckhard nicht Herzensbedürfnis; er kann auch Einleitungen zu Buchhändlerkatalogen schreiben. Er kann überhaupt viel mehr, als er ist. Man lese seine Revue des österreichischen Literaturlebens, und man wird sehen, daß immer noch mehr möglich ist, als man für möglich hält. Versteht sich, ich tat dem Manne unrecht, als ich kürzlich seine Entschuldigung, er habe auch ihm persönlich antipathische Autoren gewürdigt, auf mich bezog. Ich habe ihm durch diese Deutung vielleicht bei seiner Presse geschadet, und nichts liegt mir ferner, als einem gerade die Position zu untergraben, die er vermöge seines Naturells verdient. Ich muß ausdrücklich feststellen, daß Herr Burckhard mir nicht die Schande angetan hat, mich neben den von ihm der Reihe nach aufgezählten österreichischen Analphabeten auch nur zu nennen. Ich bedauere, daß mir damals jener unvornehme Verdacht aus der Feder geflossen ist. Pfui! Aber damit Herr Burckhard hinter dieser ehrlichen Erklärung nicht am Ende doch ein verhaltenes Gefühl des Gekränktseins vermute, beeile ich mich, zu beweisen, wie töricht mein Verdacht war. Es gibt persönliche Antipathien, die dem gerechtesten Menschen und selbst einem Hofrat beim Verwaltungsgerichtshof eine unbefangene literarische Würdigung unmöglich machen. Ich hatte einfach vergessen, wie oft ich im Laufe der Jahre Herrn Burckhard bei der Kunst zu schaden versucht habe. Und jüngst fiel mir ein Blatt in die Hände, aus dem ich ersehe, daß ich schon vor elf Jahren, im Januar 1898, unfreundlich über Herrn Burckhards Theaterbefähigung dachte. In einer jener Chroniken, die ich damals für die 'Wage' schrieb, finde ich diese Stellen:

»... Wehmütig überblickt der Chronist noch einmal die sieben mageren Burgtheaterjahre, die wir soeben überstanden haben. Rein, wie Herr Burckhard kam, geht er ein in den Staatsdienst, in ungeprüfter theatralischer Ahnungslosigkeit verläßt er den Direktionsitz der ersten deutschen Bühne und wird dem Arme der Justiz überliefert, die ihn aber nicht etwa für das, was er dem Burgtheater angetan hat, strafen, vielmehr liebevoll aufnehmen will, nachdem sie ihn sieben schwere Jahre vermißt hat. Die Geschichte der Direktion Burckhard wäre als pikante Beilage zum Amtskalender zu schreiben, in welchem ja auch sonst gerne schnurrige Einfälle aller Art Aufnahme finden. Sieben Jahrgänge ließ er denselben Fehler unverbessert; »Max Burckhard — Direktor des k. k. Hofburgtheaters«; aber dieser Fehler war seltsamerweise kein Druckfehler, und nicht die Hof— und Staatsdruckerei traf das Verschulden an dem Unsinn. Es ist die Geschichte einer Protektion.

Baron Bezecny ist seit etwa einem Jahrzehnt General—Intendant der beiden Hofbühnen, hat sich aber auch früher schon nie um Theaterangelegenheiten gekümmert. Da er außerdem Gouverneur der Bodenkreditanstalt ist, vereinigt Bezecny zwei gänzlich disparate Funktionen in seiner Hand, und da er sich unermüdlich der Leitung des Finanzinstitutes enthält, kann er sich erst in zweiter Linie der Vernachlässigung der Hoftheater widmen. Da stand denn eines Tages Herr von Gautsch — er hegte schon damals heimliche Sympathien für die Tschechen — im Zwiesgespräche mit Baron Bezecny. Unser Ministerpräsident hat sich seit jeher so ausgiebiger Protektion erfreut, daß er bereits in jungen Jahren daran gehen konnte, selber zu protegieren. »Sie suchen einen tüchtigen

Jungen Menschen?« sagte Herr von Gautsch. »Nun, lieber Bezecny, da habe ich einen Schützling, den Sie sehr gut werden verwenden können.« Ach, Herr von Gautsch hatte sich das so schön gedacht. Sein Herzenswunsch, den Ministerial—Vizesekretär Max Burckhard in der Hypothekarabteilung der Bodenkreditanstalt untergebracht zu sehen, sollte nimmer in Erfüllung gehen. Burckhard kam zu Bezecny und wurde von ihm sogleich in ein künstlerisches Gespräch verwickelt. Der Ministerial—Vizesekretär, der sich die Aufnahmeprüfung viel rigoroser vorgestellt hatte, fand sich vor die Frage gestellt, ob er schon einmal im Burgtheater gewesen sei, und ob er die Klassiker kenne. Als er die zweite Frage bejahte, erhob sich Bezecny und erklärte, er sei aufgenommen, setzte ihm noch in Kürze seine Befugnisse auseinander, schärfte ihm ein, keine Neuengagements selbständig abzuschließen, und sprach von Tradition, Regiekollegium, Novitäten u. dgl. Der Ministerial—Vizesekretär kam nicht aus dem Staunen heraus, bedankte sich und erhielt am nächsten Tage den Kontrakt, der ihn an das Burgtheater berief. Man weiß, wie sich Burckhard, der als Direktionssekretär Proben einer so großen Unbeholfenheit lieferte, daß er bereits nach drei Monaten zum definitiven Direktor des ersten Kunstinstitutes ernannt werden konnte, in die neuen Verhältnisse hineingefunden hat. Nach etwa vier Jahren begegnete Gautsch dem Herrn von Bezecny und machte ihm bittere Vorwürfe. Dieser lehnte alle Verantwortung ab und beschuldigte den Minister, sich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben, worauf wieder Gautsch ausrief: »Das soll einer ahnen, daß Sie auch General—Intendant der Hoftheater sind!« — Aber schließlich waren beide darüber einig, daß die Sache noch glimpflich abgelaufen sei, der Intendant versicherte, Burckhard habe, ihn damals aus einer großen Verlegenheit befreit, und der Minister mußte zugeben, daß sein Protegé gut untergebracht sei, die Hauptsache bleibe ja doch, daß man überhaupt protegirt werde.

Der Fall stimmt aber auch zu ernsteren Betrachtungen. Es geht nicht länger an, daß Herr von Bezecny in seiner Hand zwei Stellungen vereinigt, weil dies zu fortwährenden Irrtümern führen muß. Wenn er die ihm unterstehenden Theater mit Juristen bevölkert, wie viele Bühnenmänner mögen unter seiner Leitung in der Allgemeinen österreichischen Bodenkreditanstalt verschwunden sein? Zur Zeit, als Burckhard den Direktionsstuhl bestieg, ist vielleicht ein dramaturgisches Talent ersten Ranges in die Hypothekarabteilung befördert worden, und jedenfalls hätte sich vor der Berufung des Ausländers Schlenther ans Burgtheater eine Revision in dem so naheliegenden Finanzinstitute empfohlen.

Herr Burckhard aber muß seinen Rücktritt als eine Erlösung empfinden. Er hatte sich keinen Moment wohl gefühlt so sehr er auch stets bemüht war, ein heiteres Gesicht zu machen. Anfänglich sehen wir ihn es mit einer Nachahmung Laubes versuchen. Weil nämlich auch Laube anfangs geirrt haben soll, nimmt er mit Eifer falsche Rollenbesetzungen vor und tut sich viel auf seine Mißgriffe zugute. Dann beginnt er den Geist des alten Burgtheaters anzurampeln, und legt sich eine Art zurecht, die durch die Abwechslung zwischen Hoftheaterwürde und Drahrertum verblüffen soll.

Der alte Offenbach—Trick, der den Priester der Göttin »nur all'weil tanzen und singen und all'weil fidel« sein läßt, versagt seine Wirkung nicht, und Burckhard gewinnt sich durch sein originelles Auftreten viele Freunde. Mit dem Stößer möchte er durch die Wand der Tradition rennen, und er glaubt, die Klassiker aufzufrischen, wenn er Sonnenthal ermahnt: »Sie, auf d'Wochen missens den Kenig Lear spül'n — da gibts keine Würschteln!«, wenn er Herrn Robert bedeutet: »Sie, lieber Robert, net auf'n Ödipus vergessen —eh' scho' wissen!« oder Iphigenien—Wolter mitten im Parzenlied zuruft: »Tun S' Ihna nix an!« Seinen Schmerz, daß gerade er ausersehen war, die edelsten klassischen Kunstschatze zu hüten, sucht er im Tarockspiel zu betäuben, und aus Verzweiflung wird er schließlich Radfahrer. Weil er doch immer bemüht ist, mit dem Theater einigermaßen Fühlung zu bekommen, ermuntert er viele Tarockpartner, sich der Bühne zu widmen, und um den Nachwuchs besorgt, gewinnt er zahlreiche jüngere Radfahrer für das Burgtheater, das mit einem Mal in eine Bicycleremise verwandelt erscheint. Auf Touren, die er endlich auch mit sportkundigen Kritikern unternimmt, empfängt er Anregung zur [zum] dichterischem Schaffen. Aus dem Hofbeamten, der mit den Allüren der Ungeniertheit kokettiert, wird ein freiheitlicher Schriftsteller, der die Justiz geißelt; er läßt Stücke aufführen, die mit »Halt's Maul!« beginnen, und erhebt wuchtige Anklagen wider die herrschende Gesellschaft, die zumeist in die Worte ausklingen: »Ihr könnt's mi alle gern haben!« Am Ende hat ihm sein Liberalismus den Hals gekostet. Als er sich eben anschickte, ein ernster, vorurteilsloser und denkender Mensch zu werden, ereilte ihn die Kunde, er sei wieder dem Staatsdienste zugeteilt.«

Als aber Herr Burckhard dann in Pension ging, hatte er sich unter anderem den vollen Bezug der Vorurteilslosigkeit gesichert.

* * *

[Der Fall Kurunda—Pergelt.]

Noch gibt es Kämpfe, in denen die Geister aufeinanderplatzen. Man lese nur:

Im Verlaufe der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses ereignete sich folgender Zwischenfall: Abgeordneter Pergelt hatte auf einen Zwischenruf mit den Worten reagiert: »Wir sind auf die Juden nicht angewiesen, wir schenken euch die Juden!« Hofrat Kuranda, der während dieses Teiles der Rede nicht im Saale anwesend war, befand sich später unter jenen Abgeordneten, welche Dr. Pergelt am Schlusse seiner Rede beglückwünschten. Als Abgeordneter Kuranda nachträglich von dem erwähnten Ausspruche des Dr. Pergelt erfuhr, begab er sich in das Büfett und stellte dort den Abgeordneten Pergelt mit folgenden Worten zur Rede: »Ich habe dir gratuliert, in Unkenntnis der Worte, die du über die Juden gebraucht hast. Ich nehme selbstverständlich diese Gratulation nicht nur zurück, sondern muß dir Folgendes sagen: Wenn Herr v. Stransky die schärfsten Angriffe gegen die Juden richtet, so lassen sie mich ebenso gleichgültig, als wenn ein Mitglied einer Partei, welche den Judenpunkt im Programm hat, die Juden als

Mitstreiter im nationalen Kampfe von sich weist; aber das hätte ich nicht erwartet, daß in einem fast solennen Momente der Generalredner der Deutschen und gerade der Deutschböhmen, ein Mitglied der Deutschen Fortschrittspartei und ein so hochangesehener Mann wie du, in so wegwerfender Weise die jahrzehntelange Mitstreiterschaft der deutschböhmischen Judenschaft verleugnet und auf ihre Mithilfe zu verzichten erklärt, in einer Rede, welche mit dem Appell an alle nichttschechischen Mitglieder des Hauses geschlossen hat, die Deutschen in Böhmen in ihrem Kampfe zu unterstützen. Wenn du die Namen auf den herabgerissenen Firmmentafeln in Königinhof und in Laibach liest, so wirst du darauf fast keine anderen Namen finden als jüdische. Herabgerissen wurden diese Tafeln wegen des deutschen Bekenntnisses. Für das Deutschtum zu leiden ist uns erlaubt, der Rechtsschutz, der für die Deutschen gefordert wird, wird aber den für das Deutschtum leidenden Juden nicht gewährt. Ich kann nur auf das tiefste bedauern, daß gerade du es warst, der diese Worte gesprochen hat.« Dr. Pergelt erwiderte, es seien diese Worte in der Erregung gefallen. Seine Äußerung habe keine beleidigende Absicht gehabt. Man könne ihn nicht einer antisemitischen Gesinnung beschuldigen.

Ein ehrlicher Meinungswechsel zweier außerordentlicher Köpfe. Der eine hält das Deutschtum in Österreich, der andere außer diesem auch noch das Judentum in Österreich und das Deutschtum der Juden in Österreich hoch. Wenn es nun schon ein Kunststück ist, sich seit Jahren, wie Herr Pergelt tut, in der anstrengenden Lage der Deutschen in Österreich zu erhalten, ohne auf die Ministerbank zu fallen, so ist es noch viel anstrengender, als jüdischer Hofrat im Eisenbahnministerium, wie Herr Kuranda tut, für sein Deutschtum zu leiden und als deutscher Mann sein Herz auf dem gelben Fleck zu haben. Zwei bedeutende Männer. Der eine bewährt durch die ausdauernde Ruhe der deutschböhmischen Weltanschauung, der andere eines der aufgeregtesten Temperamente der Epoche. Es war ein fast solenner Moment, als der Redner, dem vermutlich auch ein Stenograph ins Büfett gefolgt war, auf die zerbrochenen Firmmentafeln Mosis hinwies und in einem Tone sprach, als ob die saure Pflicht, für das Deutschtum zu leiden, mit dem bekannten Vergnügen, auf dem jüdischen Friedhof begraben zu werden, überzahlt wäre. Herr Pergelt entschuldigte sich und tat noch ein Übriges, indem er einem Interviewer seine Entrüstung über »eine derartige, die deutschen Juden in Böhmen verletzende Interpretation« bekundete. Herr Kuranda ging befriedigt und aufgereggt von dannen. Die Lage der deutschen Juden in Österreich hat sich seit damals gebessert. Die Leute, deren Gewohnheit es ist, Firmmentafeln ohne Unterschied der Konfession herunterzureißen, sehen ein, daß es noch einen höheren Beweis von Toleranz gibt: die Aussprache der Geister.

* * *

[Mord, Operette, Nachtleben und Polizei.]

»Henkel hat, wenige Stunden, nachdem er den Mord verübt, den 'Walzertraum' im Carltheater besucht! Dieser erst 22jährige Raubmörder muß ganz besondere Nerven haben ...«

Gewiß, aber wenn er den Mord nachher verübt hätte, könnte man dasselbe behaupten. Unter den vielen kaltblütigen Besuchern des Walzertraums

muß schließlich und endlich einmal auch ein Mörder vorkommen. Das spricht nur für die Zugkraft einer Operette, und man mag es feststellen, auf die Gefahr hin, den Autoren der »Lustigen Witwe« damit nahezutreten, die vielleicht schon manchen Raubmörder entzückt hat, aber leider noch keinen, den man erwischt hat. Daß sich Diebe in Operettenvorstellungen einschleichen, ist ja bekannt. Und selbst die erwischt man erst, wenn die nächste Operette aufgeführt wird.

*

»Was Henkel den Tag über gemacht, weiß man im Hotel nicht. Er kam abermals gegen 2 Uhr nach Hause. Als ihn der Hotelier fragte, ob er 'gedraht' habe, mußte er sich den Ausdruck erst erklären lassen und meinte dann: 'nur ein bißchen'.«

Daß solche Details aus der Biographie der Mörder festgehalten werden, ist im vorliegenden Falle nicht unwichtig. Henkel ist bei der Frage des Hoteliers offenbar erschrocken und hat gemeint, jener wolle wissen, ob er gemordet habe. Wer »draht« — eines der sympathischsten Worte der Wiener Menschheit —, schlägt allerdings die Zeit tot oder reißt etwa noch der Welt eine Haxen aus. Oder er haut alles z'samm. Aber zu weiteren Gewalttätigkeiten kommt es nicht. Immerhin mußte die Frage einen norddeutschen Mörder in Verlegenheit bringen, und es wäre empfehlenswert, daß sich die Hoteliers im Interesse des Fremdenverkehrs eine mehr internationale Ausdrucksweise angewöhnen. Übrigens würde man fehlgehen, wenn man glaubte, daß ich mit dieser Bemängelung den Mord verteidigen will. Ich will nur sagen, daß ich die Vergnügungen des Wiener Nachtlebens noch mehr verdamme. Sie stehen sicher auf einem geistig niedrigeren Niveau, sind geräuschvoller und bereichern ihre Veranstalter auf eine weit ordinärer Art. Wenn im Chorus der Volkssänger, Einjährigfreiwilligen und Wucherer die Bitte erklingt: »Weibl, Weibl, sei doch nicht so hart!«, wenn die Beißer und Schmeißer mit den Gläsern zu werfen beginnen und der gaunerische Prokurist eines Großhandlungshauses aufzustoßen beginnt: »Da hobbs — mein letztes Kranl«, in solchen Augenblicken begreife ich, daß man zum Mörder aus Geschmack werden kann. Man fühlt sich von einer dämonischen Macht getrieben, allen denen, die gröhrend versichern, daß das »Drahn« ihr Leben sei, dieses zu nehmen. Man hat einen Fremden zur Seite, den das vor Jahrzehnten ausgestreute Gerücht von einer graziösen Wiener Lasterhaftigkeit hierher geführt hat, und man muß vor Scham in Grund und Boden sinken. Am Nebentisch erhebt sich einer mit den Worten: »Ah mais, au nom de chien, ca n'existe pas à Paris! ¹« Nun, Herrn Henkel hat Wien wahrscheinlich, nicht enttäuscht.

*

Der Chef des Wiener Sicherheitsbüros, der im Gerichtssaal geweint hat, weil man ihn des Verkehrs mit einem tugendlosen Mädchen beschuldigte, der sich hierbei von Wucherern entlasten ließ und der später noch beweisen konnte, daß er auch den Verkehr mit Erpressern durchaus von der Gemütsseite auffasse, hat es notwendig gehabt, endlich auch wieder einmal von seiner Kaltblütigkeit reden zu machen. Zu diesem Zwecke sind sogar solche Raubmörder gut, die man nicht selbst erwischt. Verdienst bleibt Verdienst. Im gegebenen Falle, dessen prompte Erledigung man der Behörde eines befreundeten Staates verdankt, wird es einfach so formuliert: »Die für Wien ungewöhnliche Art des Mordes ließ den Chef des Sicherheitsbüros, Regierungsrat ... (ich nenne den Namen nicht) vom Anfang an an der Überzeugung festhalten, daß das Verbrechen von einem Ausländer begangen worden sei ... « Und in

1 Aber, zum Teufel, das gibt es nicht in Paris!

drei Illustrationen hält das befreundete Blatt den Moment fest, wie er die Überzeugung festhält. Den Raubmörder selbst hielt leider der Chef eines ausländischen Sicherheitsbüros fest. Man könnte weinen!

* * *

[Eine Entdeckung.]

Ich habe eine fürchterliche Entdeckung gemacht: Das Udel—Quartett lebt!

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**